Nr. 6 — Leipzig, den 30. Januar — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Wider den Kleinglauben — Die evangelisch-lutherische Kirche in den russischen Ostseeprovinzen 4 — Iwan Turgenjeff — Die Militärfreiheit der Theologen — Verschiedenes: Kirchennot in Berlin; Ehescheidungsprozesse in Preußen; Neue Generalsuperintendenturen; Zuflucht für evangelische Kinder in Westpreußen; Ein Generalsuperintendent Stadtverordnetenvorsteher; Vom Friedenspapst; Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission; Evangelischer Bund; Das Wohnen der Arbeiter auf dem Lande

Wider den Kleinglauben

„Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?“ (Matth. 8, 26.)

So schilt Jesus die Jünger im Schiff, als sie vor dem wütenden Sturm verzagen wollen. Es ist wichtig, sich den Sinn dieses Wortes genau klar zu machen.

Man thut in der Regel den Jüngern Unrecht. Man sagt entweder, sie hätten wissen müssen, daß Christus Macht habe auch über die Stürme. Allein woher sollten sie das wissen? Hatte er ihnen darüber Anweisung erteilt? Hatte er jemals von geheimnisvollen Wunderkräften gesprochen, in deren Besitz er sich befinde und welche ihm zur Verfügung stünden, gleichgiltig, ob es sich dabei um ihn selbst oder um andere, um Menschenseelen oder um Meereswogen handle? Gewiß nicht. Und gesetzt, die Jünger hätten ein Gefühl, eine unbestimmte Ahnung davon gehabt, daß er sich wahrscheinlich auch in dieser Notlage wie so oft vorher Rat wissen werde: war es dann nicht gerade ein Beweis von Glauben, daß sie diesen Rat in Anspruch nahmen und also den Meister weckten? Kann ihnen daraus ein Vorwurf erwachsen?

Oder man sagt, sie hätten im ganzen mehr Gottvertrauen an den Tag legen müssen; sie hätten fest daran glauben sollen, daß der Allmächtige, in dessen Hand die Winde und Wogen stehen, sie vor dem Untergang retten könne und werde. Und sicherlich hat es ihnen an Vertrauen gefehlt. Aber ehe man daraus einen Vorwurf macht, muß man bedenken, daß „könne“ und „werde“ gar sehr verschiedene Dinge sind. Gingen nicht vorher sowohl wie nachher tausende von Schiffen unter? Konnte ihr Schifflein nicht auch untergehen?

Es konnte nicht: und sie mußten es wissen. Der mit ihnen auf dem Schiffe fuhr, war vor dem Untergange sicher. Nicht weil er jedes Wunder zu verrichten vermochte, sondern weil er das Reich Gottes brachte. Dieses Reich Gottes aber war nichts anderes als der Inbegriff aller Gedanken Gottes, die er von Ewigkeit gedacht: sie sollten nun einmal durch Christum Wirklichkeit werden. Also stand und fiel mit der Sendung Christi das Reich Gottes selbst und mit diesem Reich sein Rat und Willen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Davon war oft die Rede gewesen. Sollte es einem stürmischen Zufall gelingen, diesen Jesum aus der Mitte seines Wirkens zu reißen und das Werk Gottes zu begraben? Das ist der Punkt, um welchen es sich handelt. Hier begreift man das Tadelwort des Herrn.

Auch uns gilt der Vorwurf des Kleinglaubens. Nicht weil wir uns den Heiland vielleicht am liebsten in der Niedrigkeit und Armut seines Lebens denken, anstatt in dem Glanz seiner Wunderherrlichkeit. Die Wunden Christi sagen mehr als alle Wunder zusammengenommen. Auch deswegen trifft uns der Vorwurf des Kleinglaubens nicht, weil wir etwa nicht schlechtweg haben, was man gemeinhin Gottvertrauen nennt. Denn oft ist dieses Gottvertrauen wirklich nichts weiter als ein Wechsel, den man auf Sicht ausstellt in der Hoffnung baarer Einlösung, und der vollkommen entwertet wird, sobald sich diese Hoffnung als trügerisch erweist.

Dennoch fühlen wir viel zu gut, daß wir kleingläubig sind. Wir fürchten uns wie die Jünger vor der stürmischen Woge, die auch über unser Schifflein kommt, weil unser Leben noch lange nicht genug mit Christus und seinem Reiche verwachsen ist. Wir betrachten dieses Leben zu sehr als Privatsache; wir stellen uns einfach auf uns selbst und wünschen auf unsere Art glücklich zu sein, d. h. daß es uns wohl gehe und wir lange leben auf Erden. Natürlich bleiben die Enttäuschungen nicht aus, und Mutlosigkeit, Verzagtheit und Verzweiflung überfallen uns. Wer aber sein Leben mit Christus im Reiche Gottes führt, wer mit dieser Großmacht sein Bündnis geschlossen, der steht auf einem ganz anderen Fuß. Der gewinnt eine große Zuversicht, daß nicht ein Haar auf seinem Haupte weiß oder schwarz werden kann, es geschehe denn Gottes guter und gnädiger Wille, derselbe, durch welchen er sein Reich hinausführt. Das giebt dann auch einen heiteren Mut, da die Freude am Herrn unsere Stärke wird und über vieles, namentlich auch über die „selbsteigne Pein“, hinweghilft. Wenn aber die Tage kommen, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht, wenn nicht nur leibliche Anfechtung, sondern Herzeleid und Seelenschmerz uns zu schaffen machen, so vertrauen wir von wegen desselben Reiches Gottes, daß uns zuletzt alles zum besten dient, zur Ausreifung des inwendigen Menschen, zum Wachstum ewigen Lebens. Endlich verliert auch der Tod seine Schrecken. Das Leben ist der Güter höchstes nicht. Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib — das Reich muß uns doch bleiben.

Sch

Die evangelisch-lutherische Kirche in den russischen Ostseeprovinzen

4. Eine Kirche unter dem Kreuze. Schlußbetrachtung

Es liegt in der Natur der Verhältnisse, wie sie im Vorangehenden geschildert sind, daß unzählige abgefallene Lutheraner der baltischen Provinzen, zumal aber deren Nachkommen, sich im Herzen immer als zur evangelischen Kirche gehörig betrachten und hierdurch notwendig wie über sich selbst, so über diese Kirche die mannichfachsten Anfechtungen und Verfolgungen bringen, welche uns vollauf berechtigen, dieselbe als eine „Kirche unter dem Kreuze“ zu bezeichnen.

Geradezu erschütternd sind die Zeugnisse über die Gewissensqualen und Seelenkämpfe solcher sogenannten „Revertenten“ oder Zurückkehrenden; nicht nur fühlen sie sich ihren treu gebliebenen Landsleuten gegenüber durch den Namen „Griechen“ entehrt, sondern sie empfinden auch ihre eigene Schuld und Unwürdigkeit auf das Lebhafteste und werden, wie es bei einfachen Leuten sich begreifen läßt, förmlich an Leib und Seele verzehrt von der Sehnsucht, den Wiederanschluß an ihre Mutterkirche, an die lutherische Predigt, an lutherische

Sakramentsspende zu erreichen, koste es, was es wolle. Sie wissen wohl, was für Strafen ihrer warten, wenn sie ihre „christlichen Pflichten" gegen die griechisch-katholische Kirche versäumen: Geldbuße, Gefängnis, ja körperliche Züchtigung droht denen, welche z. B. nicht jährlich einmal bei dem Popen zum Abendmahl gehen; die baltischen Polizei- und Ordnungsgerichte müssen auf Befehl der russischen Staatskirche diese Strafen ausführen. Manch freudiges Märtyrertum hat es da schon gegeben, wie z. B. in Pernau, wo drei esthnische Bauern gefangen saßen, von denen der Gefängnisaufseher das Geständnis ablegte, solche Gefangene, welche den ganzen Tag sängen, beteten und in der Bibel läsen, habe er noch nie gehabt (man denkt dabei unwillkürlich an Paulus und Silas im Kerker zu Philippi, Apostel-Gesch. 16, 25); manche schlichte Bauernfrau, auch Wöchnerinnen haben ihre Kinder mit zähem Mute gegen die griechische Taufe und Salbung verteidigt, ja bei Nacht und Nebel durch Schnee und Eis hindurch geflüchtet; ein zwölfjähriger Knabe, den sein Vater mit Gewalt zum Popen schleppte, hatte sich Brust und Kopf so fest mit nassen Fischernetzen umhüllt und umknotet, daß die Salbung an ihm sich nicht vollziehen ließ, und standhaft ertrug er seine Strafe dafür. Mit brennendem Eifer drängen sich Revertenten, Männer und Frauen, und deren Kinder zumal, zum lutherischen Konfirmanden-Unterricht, da ihnen der griechisch-kirchliche Unterricht so gut wie gar nichts bietet. Besonders rührend war die Treue eines älteren fast erblindeten Mädchens, der Tochter eines Abgefallenen; sie hatte jedesmal einen Weg von 15 Werst (= Kilom.) bis zum nächsten Pastorat zurückzulegen und obschon sie sich oft verirrte, mehrmals in eine Kiesgrube am Wege stürzte und mit dem Hin- und Heimwege einen ganzen Tag verbrachte, hielt sie mehrere Monate bis zum Schluß des Unterrichts getreulich aus. Auf der andern Seite darf nicht verschwiegen werden, daß einzelne der Abgefallenen durch ihre verzweifelte Lage zu Unrecht und Sünden verführt werden. So ziehen es Mann und Frau verschiedener Konfession nicht selten vor, in wilder Ehe zu leben, statt sich, wie es gefordert wird, griechisch trauen zu lassen; ihren Kindern geben sie dann selbst die Nottaufe; es ruht aber auf solchen Familien wie ein Fluch das Bewußtsein des Unrechts, und in ihren Kindern wächst nicht selten ein zucht- und pietätsloses Geschlecht heran, vor dem es den Eltern selber graut. Wie heillos durch solche Verhältnisse, beiläufig bemerkt, die Führung der Kirchenbücher — in Rußland noch jetzt die einzige amtliche Quelle des Personenstandes — verwirrt werden muß, liegt auf der Hand. Nicht besser aber kann die Lage der armen reumütigen Revertenten ausgedrückt werden, als sie es selbst thun, wenn sie sagen: „Wir schweben wie zwischen zwei Welten"; aus der lutherischen Kirche hätten sie sich selbst ausgeschlossen, und wenn sie dieselbe dennoch besuchten, kämen sie sich vor wie Diebe, die sich ängstlich vor den Augen der Leute verbergen müßten; in die griechische Kirche aber möchten sie nicht gehen.

Doch wie gestaltet sich nun die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche selbst, im besondern die der Geistlichen in den deutsch-russischen Provinzen unter solchen Verhältnissen? Wohl müssen sie es erdulden, daß ihnen die russische Regierung neuester Zeit durch allerhand Sprachenverordnungen die Amtsführung möglichst erschwert; daß ihnen die Aufsicht über die lettischen und esthnischen Volksschulen, welche wesentlich von der opferwilligen deutschen Ritterschaft seit den letzten fünfzig Jahren geschaffen und erhalten worden sind und deren thatsächliche hohe Blüte dem freudigen, eifrigen Zusammenwirken der evangelischen Geistlichen und Lehrer zu danken ist, mehr und mehr entzogen und in russische Hände gelegt wird, unter denen sie, Gott sei es geklagt, rasch geistig und sittlich herabkommen, da die russischen Lehrerkreise nur zu sehr vom Nihilismus vergiftet sind; wohl müssen sie es auch geduldig tragen, daß sie, die evangelischen Geistlichen neben den deutschen Gutsherren, von der russischen Zeitungspresse, die daneben alle möglichen Sektenbildungen, wie die der Baptisten, gut heißt und befördert, als die Feinde der Wohlfahrt der Letten und Esthen an den Pranger gestellt werden; doch schlimmer als dies alles ist gewiß die traurige Erfahrung, wie mitten in den lutherischen Gemeinden des Landes unter panslawistischen Einflüssen die sogenannte junglettische und jungesthnische Bewegung immer mehr Verwüstung nicht nur auf politischem und sozialem, sondern auch auf religiösem Gebiete anrichtet. Diese „Jungletten" und „Jungesthen," ähnlich wie die „Jungtschechen" in Böhmen, von blindem Hasse gegen alles Deutsche erfüllt und von der russischen Regierung und Kirche begünstigt, haben sich eine eigne Zeitungspresse geschaffen, die an Gemeinheit und Verlogenheit ihresgleichen sucht. So brachte eine derartige in St. Petersburg erscheinende lettische Schandzeitung vor mehreren Jahren Parodien auf evangelisch-lutherische Kirchenlieder, ferner eine andere, „Der baltische Bote," ein lutherisches Kirchengebet unter dem Zeichen des Auges Gottes und mit dem Strahlenkreuz, aber an einen Schänkwirt gerichtet, und vor vier Jahren erst teilte dem Einsender dieses ein älterer treu bewährter und in seiner lettischen Gemeinde hoch geachteter kurländischer Amtsbruder mit: ihm sei der „ungeheure Schmerz" wiederfahren, daß in seiner sonst so gut gesinnten Gemeinde durch eine lettische Zeitung der Verdacht verbreitet wurde, die beim Gottesdienste gesammelten Opfergelder würden nicht für die Armen verwendet, sondern von den Gutsherren und Pastoren zu dem Zwecke gesammelt, eine Verschwörung zur Ermordung des Zaren zu stiften! Gegen derartige Gemeinheiten aber in der Presse sich zu verteidigen, wird den Angegriffenen durch die russische Zeitungszensur fast völlig unmöglich gemacht.

Aber das schlimmste und schwerste Stück der Kämpfe und Prüfungen, unter denen gegenwärtig die teure evangelisch-lutherische Kirche in den baltischen Ländern zu leiden hat, ist hiermit immer noch nicht angedeutet; wir meinen jene peinigenden Gewissenskonflikte, in welche die lutherischen Geistlichen dort durch ihre Stellung zu den zurückkehrenden Abgefallenen versetzt werden. Ihr Amtseid bindet ihnen die Hände; als Seelsorger möchten und müßten sie helfen und retten, wo sie darum angefleht werden; als Unterthanen des Zaren dürfen sie es nicht, oder sie laden schwere Strafen auf ihr Haupt. Denken wir uns in die Lage eines lutherischen Geistlichen in Kurland, Livland oder Esthland hinein: Ein Revertent, ein ernster, gewissenhafter Mann, kommt mit der innigen Bitte, ihn zum lutherischen Abendmahle zuzulassen; in der griechischen Kirche würde er es wegen der abergläubischen Gebräuche dabei nur mit Widerwillen, also sich selbst zum Gericht genießen. Wiederholt wird er zurückgewiesen, da erhebt er anklagend seine Stimme: „Ihr seid kein rechter Pastor, sondern ein Mietling, wenn ihr aus Furcht, Amt und Brot zu verlieren, uns Arme verschmachten läßt. Wann werdet ihr euch unsrer armen Seele erbarmen? Sind wir denn schlechter als die Heiden, denen ihr doch Wort und Sakrament bringt? oder schlechter als Petrus und der Schächer am Kreuz? Könnt ihr es vor Gott verantworten, so stoßt uns gnadenhungrige Sünder zurück!" Oder eine evangelische Mutter, die in gemischter Ehe lebt, bringt ihren Säugling zum lutherischen Pastor und beschwört ihn bei ihrer Seele Heil und Frieden, das Kind zu taufen — und er darf nicht! Oder ein übergetretener Bauer hat sich unerkannt unter die lutherischen Kommunikanten gemischt und kommt nach der heiligen Feier zum Pastor und sagt: „Ich kam zum Herrn an seinen Tisch mit Furcht und Zagen, krank am Leibe, arm bloß, jämmerlich und verdammt an der Seele — nun stehe ich vor Euch als ein begnadigtes Gotteskind; denn der Herr hat mir meine Sünde vergeben, ich habe nun Frieden; Ihr möget mich anzeigen, wie Ihr müßt; ich will meine Strafe leiden, ich will alles hingeben, aber meinen Herrn und Glauben gebe ich nimmermehr hin!" (Beglaubigte Vorgänge, s. Harleß, Geschichtsbilder aus der luth. K. Livlands S. 212 ff.)

Wahrlich, ist eine Kirche, deren Diener solche Gewissenskämpfe durchzuringen haben, nicht mit Recht „eine Kirche unter dem Kreuze" zu nennen? Doch, dem Herrn sei Lob und Dank! mit wenigen Ausnahmen scheint die evangelisch-lutherische Kirche der Ostseeprovinzen in ihren Dienern wie in der weitaus größten Mehrzahl ihrer Glieder, und zwar nicht nur der deutschen, sondern auch der lettischen und esthnischen Gemeinden, jenem Kampfe gewachsen zu sein. Es hat sich das Evangelium bis jetzt als „die Kraft Gottes" erwiesen. Vor wenigen Wochen erst vernahm der Verfasser aus Laienmund das schöne Zeugnis

über die dortigen evangelischen Geistlichen: „Unsere Prediger zeigen sich als Helden, sie predigen freudig und mutig das Evangelium!“ Mehrere von ihnen erduldeten oder erdulden noch jetzt die Strafen, welche sie treffen, sobald ihre Hirtenliebe den furchtbaren Bann des kaiserlich russischen Gesetzbuches durchbricht und sie nach dem Grundsatze handeln läßt: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen (Apostel-Gesch. 5, 29). Der livländische Pfarrer Brandt wurde in diesem Jahre abgesetzt und nach Smolensk abgeführt, weil er ehemaligen Lutheranern das heilige Abendmahl gereicht und ein Bittgesuch für dieselben an den Zaren verfaßt hatte; in Smolensk durfte er nicht einmal durch Stundengeben sich sein Brot verdienen, sondern erhielt von der russischen Regierung für sich und seine Frau täglich 20 Kopeken = 40 Pfennigen; seine Kinder waren bei Verwandten untergebracht. Sein Unglück erregte solche Teilnahme, daß sogar orthodoxe Russen ihm Geldhilfe sendeten. Neuester Zeit ist dem Pastor Brandt die Erlaubnis erteilt worden, sich um eine evangelische Pfarrstelle, nicht in den baltischen Ländern, sondern an der südlichen Wolga in einer der dortigen deutschen Kolonisten-Gemeinden zu bewerben. Außerdem stehen aber gegenwärtig noch zahlreiche evangelisch-lutherische Geistliche wegen derselben amtlichen Vergehungen in Untersuchung; hoffnungweckend ist, daß letztere auf Beschluß des Senats dem evangelisch-lutherischen General-Konsistorium zu St. Petersburg übertragen worden ist.

Wohl hat es einmal einen längeren Stillstand in der Bedrückung der lutherischen Kirche der Ostseeprovinzen gegeben; das war die Regierungszeit des gerechtdenkenden Nachfolgers Nikolaus, die Zeit des Zaren Alexander II. Zumal auf Grund des obenerwähnten wahrheitsgetreuen Berichtes des edlen Generals Bobrinsky, der das ganze Verfahren der griechisch-katholischen Kirche einen großen offiziellen Betrug nannte, wie auch veranlaßt durch wiederholte Bitten der Evangelischen Alliance und im besondern des Königs Wilhelm von Preußen, unsers jetzigen Kaisers, erließ Alexander II. am 20. Mai 1865 eine Verordnung, welche den Zwang betreffs der gemischten Ehen und der Kindertaufe sowie das Verbot der Zulassung von Revertenten zum heiligen Abendmahle in der lutherischen Kirche, wenn auch nicht förmlich aufhob — das konnte selbst der Zar nicht — so doch wenigstens milderte und die bezüglichen Strafbestimmungen des Swod auf Zeit suspendirte. Diese Zeit der Ruhe nach den heftigen Stürmen der vorangehenden Jahre diente dazu, die lutherische Kirche der Ostseeprovinzen neue Kraft sammeln zu lassen, wobei ihr als treffliche geistige Führer zumal Walther und Ullmann hilfreich beistanden; war doch durch Gottes Gnade thatsächlich die lutherische Kirche unter dem Kreuze wenn auch nicht äußerlich, so doch innerlich gewachsen und erstarkt. Jedoch jene Zeit der Ruhe währte nicht lange. Auf sie folgte mit der Thronbesteigung des jetzigen Zar Alexander III. seit 1881 abermals neuer Kampf. Die griechisch-orthodoxe Kirche suchte sich wieder auf Kosten der evangelischen auszubreiten; so ist neuester Zeit in Livland eine Verordnung veröffentlicht worden, wonach alle in den letzten fünfundzwanzig Jahren von lutherischen Geistlichen getrauten gemischten Ehen für null und nichtig erklärt werden, sobald nicht innerhalb einer gewissen Frist, wenn beide Gatten noch leben, eine neue Trauung durch einen griechischen Priester vollzogen wird. Wird dies unterlassen, so werden die Kinder für illegitim erklärt und gehen des Rechtes auf Erbschaft verlustig! Der Universität Dorpat, diesem hell leuchtenden Kleinod der baltischen Provinzen, dem geistigen Mittel- und Quellpunkt des dortigen protestantischen Kulturlebens, droht völlige Russifizirung oder gar Aufhebung. Auch die verlogene Praxis der griechischen Kirche bei den sogenannten „Bekehrungen“, wie sie 1841, 1845 u. s. w. geübt wurde, ist von neuem aufgelebt. Wohl versichert der geistliche Ratgeber des jetzigen Zaren, der mächtige Oberprokureur des heiligen Synod zu St. Petersburg, Pobedonoszew, in seinem Jahresberichte über die „Bekehrungen“ in den baltischen Provinzen für 1883, daß gegenwärtig die Letten und Esthen ganz freiwillig, von reinem Herzen, „aus tiefer Ueberzeugung von der Vorzüglichkeit der griechisch-katholischen Kirche im Vergleiche mit dem Luthertum“ überzutreten bereit seien. Wie stimmt aber mit dieser wohltönenden amtlichen Sprache die Thatsache aus neuester Zeit, die an Frivolität ihresgleichen sucht, daß man heimlich durch einen Agenten den Bewohnern zweier am Ausfluß eines Landsees in das offene Meer einander gegenüber liegenden lettischen Fischerdörfchen hüben wie drüben vorlog, wenn sie griechisch-katholisch würden, so winke ihnen der Vorteil, von der Regierung das ausschließliche Fischrecht in jenem sehr fischreichen Ausfluß zu erlangen: als nun die Leute übergetreten waren und beide Parteien ihr Anrecht geltend machten, kam es zum Prozeß, wobei die Bewohner beider Dörfer merkten, wie schnöde sie überlistet waren; der Betrüger aber, ein lettischer Konvertit, schwur vor Gericht alles ab und die Armen waren gefangen. (Der Eid lutherischer Zeugen wurde vom Popen angefochten, da die Lutheraner beim Schwören nicht das Kruzifix küssen.) Auf diese Weise sucht in unsern Tagen die griechisch-orthodoxe Kirche den „faulen Westen Europas und seine Kultur zu regeneriren“, wie ihre stolze Losung lautet!

Der Kampf in den deutsch-russischen Ostseeprovinzen droht von Jahr zu Jahr immer erbitterter und heißer zu werden, und zwar um so heißer, je deutlicher der finstere Hintergrund sich entschleiert, der hinter diesem Kampfe liegt. Denn das wird, wenn man die ganze moderne Entwicklung Rußlands mit ins Auge faßt, doch immer klarer: es handelt sich in den Ostseeprovinzen nicht mehr nur um den Kampf einer auf niedriger Stufe der Entwicklung starr stehen gebliebenen christlichen Kirche gegen die hochgeistig entwickelte evangelisch-lutherische Kirche, auch nicht nur um den alten und neuerdings durch Deutschlands mächtigen Aufschwung bis zur blinden Wut gesteigerten Neid und Haß des Slawentums gegen Deutschland, sondern das, was dort am Strande der Ostsee ausgekämpft wird, ist in unsern Tagen der Kampf der nihilistisch-atheistischen Richtung im modernen Russentum gegen die festen Formen und Rechte des christlichen Kulturlebens überhaupt. Sprach es doch auf der ethnologischen Ausstellung, dem Slawenkongreß zu Moskau 1869, der russische Fürst Tscherkasky offen aus: „Mir ist ein orthodox-griechischer Atheist tausendmal lieber als ein gläubiger römischer Katholik — und, setzen wir gewiß in seinem Sinne hinzu: ein gläubiger Protestant. Und mit grausiger Frechheit verkündete 1882 eine Moskauer Zeitung (Rußkaja Myßlj) durch die Feder eines frühern russischen Diplomaten: „Rußland hat sich vorzubereiten auf Ausnutzung einer europäischen sozialistischen Bewegung; dieselbe habe man abzuwarten und dann zu einer slawischen Bewegung umzudeuten und umzuformen.“

Von solchen Gott feindlichen Ideen läßt sich bewußt oder unbewußt die Regierung des jetzigen Rußland sowie die griechisch-katholische Kirche bei ihrem Kampfe gegen das deutsche Kulturleben und gegen die evangelisch-lutherische Kirche in den Ostseeprovinzen leiten. Da gilt das Wort Pauli: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen“ (Eph. 6, 12). Da gilt aber auch die Mahnung zur Fürbitte, die Paulus jenen Worten folgen läßt (V. 18): „Betet stets in allem Anliegen mit Bitten und Flehen im Geist und wachet dazu mit allem Anhalten und Flehen für alle Heilige.“ Und darum sprechen wir in gewisser Uebereinstimmung mit allen, welche die Lage unserer Glaubensgenossen in Rußland kennen, den dringenden Wunsch aus: es möchte auf hohe Anordnung hin innerhalb aller evangelischen Landeskirchen unseres großen deutschen Vaterlandes regelmäßig allsonntäglich in das öffentliche Kirchengebet eine Fürbitte für die bedrängten Glaubensgenossen der baltischen Provinzen aufgenommen werden, ähnlich wie es König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen vor 40 Jahren aus Anlaß der damaligen traurigen Vorgänge in jenen Landen anordnete, so daß noch jetzt im preußischen Kirchengebet sich die Fürbitte findet: „Herr sei insonderheit allen denen gnädig und barmherzig, die mit uns denselben Glauben empfangen haben, dermalen aber noch in vieler Gefahr, Not und Verfolgung leben.“ Wahrlich, diese baltisch-lutherischen Länder haben dasselbe heilige Anrecht auf

unsere innige Teilnahme und unsere herzliche Fürbitte, wie die evangelischen Glaubensgenossen, die sonst irgendwo in der Diaspora wohnen.

Mit Anführung des Sendschreibens Martin Luthers „an die lieben auserwählten Freunde Gottes in Livland“ haben diese Mitteilungen über die evangelisch-lutherische Kirche in den deutsch-russischen Ostseeprovinzen Kurland, Livland und Esthland begonnen. Es sei gestattet, mit einem anderen Sendschreiben zu schließen, welches aus neuerer Zeit mitten aus jener kampfumtosten Schwesterkirche stammt; es ist das Sendschreiben, welches am 25. September 1845 der treffliche lutherische Probst des Wendenschen Kreises in Livland, Weyrich, an die Geistlichen seines Bezirkes erließ, als der Befehl des russischen General-Gouverneurs in Riga veröffentlicht worden war, daß kein lutherischer Geistlicher ein Glied seiner Gemeinde vom Uebertritt zur griechischen Kirche abhalten oder ihm abraten dürfe. Weyrich sagt da:

„Es wird uns allerdings allzu Schweres zugemutet und es gehört viel Selbstverleugnung dazu, sich dareinzufügen. Aber lassen Sie uns mit Geduld und Demut unter den Willen des Höchsten auch darin ergeben sein, daß wir der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, den gebührenden Gehorsam nicht versagen. Der Herr der Kirche, der sie auf einen Felsen erbaut hat, daß auch die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen, verlangt von uns ein Opfer, das an die Seele geht und seine eignen Verheißungen zu vernichten droht. Aber von Abraham verlangte Er es auch, und Abraham brachte es in Gehorsam und Glauben und erfreute sich der von neuem gegebenen Verheißung (1. Mos. 12, 18), von welcher wir die Erfüllung erlebt haben. Wenn das Opfer gnädig angenommen ist, so folgt immer eine abermalige Verheißung und der Verheißung die Erfüllung. Das lehrt uns die fast sechshundertjährige Geschichte des Reiches Gottes.

„Wir haben aus dem unermeßlichen Schatze der evangelischen Wahrheit Höheres, Köstlicheres und Herrlicheres zu verkündigen, als uns in Polemik und Kontroverse einzulassen. Die Predigt, Konfirmandenlehre und seelsorgerliche Behandlung unserer Gemeindeglieder geben uns Gelegenheit, unsere Gemeinden zu stärken und zu befestigen in dem einen, was not thut. Der Herr wolle uns selber unsern Mund aufthun und uns sein Wort auf die Zunge legen, damit wir desto treuer predigen, was wir predigen sollen: Jesum Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen; das helfe er!“

Wir sind der Ueberzeugung: eine Kirche, deren Leuchter noch so hell brennt, hat Teil an der Verheißung Psalm 146, 7: Der Herr schaffet Recht denen, so Gewalt leiden. N—t

Iwan Turgenjeff

Iwan Turgenjeff*) ist ein Zeitschriftsteller im eigentlichen Sinne des Wortes. Er ist ganz aus seiner Zeit herausgewachsen, hat ihren Geist ganz in sich aufgenommen und ihren noch kaum bewußten Regungen Worte verliehen. Die Bilder, die er entwirft, sind treue Spiegelbilder von dem, was die gegenwärtige russische Gesellschaft, d. i. die der letzten dreißig Jahre, bewegt. Er will das Leben geben so grausam und gemein, wie es ihm erscheint, meist ohne Idee, ohne Schwung, ohne Programm für die Zukunft. Er huldigt einem krassen Pessimismus, indem er die Welt in ihrer Verkommenheit und Charakterlosigkeit malt und den Zusammensturz der sozialen, staatlichen und kirchlichen Verhältnisse ahnen läßt. Nicht daß er viel über die bestehenden Einrichtungen räsonnirte, lieber geißelt er besondere Standessünden und führt einige Prachtexemplare ihrer Gattung vor. Seine Charaktere sind daher, wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, meistens charakterlos, d. h. entweder als erzschlechte oder als schwache, weiche, marklose Erscheinungen dargestellt. Wenn er rechtschaffene und treue Menschen zeichnet, so müssen sie entweder am gebrochenen Herzen sterben, wie „eine Unglückliche“, oder als Sonderlinge in der Verbannung leben, wie die Republikaner Punin und Baburin. Wenige liebliche Gestalten werden eingestreut, wie die schöne und kindlich-reine Italienerin Gemma in den „Frühlingswogen“ oder auch bis zu einem gewissen Grade Arkadi und seine Geliebte in „Väter und Söhne.“ Allein die lichten Bilder verschwinden fast in der verdorbenen Masse der Gesellschaft, im wilden Taumel des Sinnen- und Weltlebens. Die sittliche Beurteilung, welche nicht ganz fehlt, wird teils durch den Naturalismus wieder in Frage gestellt, demzufolge die Sünde fast unausweichlich aus der Verführung und der Schwäche der Natur zu folgen scheint, teils wird das richtende Gewissen, wie es auch dem stumpfsinnigen russischen Bauern zugetraut wird, nur als vorübergehendes Aufflackern eines besseren Wesens gekennzeichnet, das aber zu schwach ist, um irgendwie gestaltend in das Leben einzugreifen.

*) Turgenjeff wurde geboren 1818 in Orel, studirte in Petersburg und Berlin (1838), starb in Bougival bei Paris am 22. August 1883.

Als Kind seiner Zeit und seines Kreises zeigt sich Turgenjeff besonders auch durch den Mangel eines folgerichtig durchgeführten klaren Standpunktes. Er fühlt es selbst, daß alles gährt und auf eine Entwickelung hindrängt. Wohin aber der Gang der Geschichte zielt, welche Neubildungen zu erwarten sind, das weiß er selber nicht. Er ist auf der einen Seite ein Anhänger der westeuropäischen Kultur, deren sittigende Macht er nicht verkennt; auf der anderen Seite weiß er auch, wie die Kulturformen den Auflösungsprozeß nicht aufhalten, wie ihn eine verfeinerte Kultur sogar nur beschleunigen kann. Das Christentum ist ihm in der russischen Kirche und ihrer meist ungebildeten Geistlichkeit unvorteilhaft entgegengetreten; er weiß nichts daraus zu machen und findet daher keine Mittel, mit denen man den drohenden Gewalten des Umsturzes entgegenwirken könnte. Sein Standpunkt ist der der Ratlosigkeit und des unthätigen Zuwartens.

Die Beschäftigung mit den Werken Turgenjeffs ist allein schon darum lohnend, weil wir darin den Charakter des russischen Volkes kennen lernen. Wir werden es darnach als ein unentwickeltes, aber entwicklungsfähiges, ungebildetes, aber bildungsfähiges bezeichnen dürfen. Rohheit findet sich neben Ueberfeinerung, raffinirtes Genußleben neben natürlicher, fast unschuldiger Liebenswürdigkeit, ein durch jahrhundertelange Tyrannei hervorgerufener Knechtssinn neben einem oft stürmisch sich regenden Drang nach Freiheit, nach Umsturz. Der russische Nihilist ist nichts anderes als der Sklave, der seine Kette zerbricht. Neben dem Schliff, welchen das Volk der westeuropäischen Kultur zu verdanken hat, ist es doch im ganzen ein asiatisches Barbarenvolk, das noch nicht gelernt hat, seinen Leidenschaften Zügel anzulegen. Der Deutschenhaß ist bei Turgenjeff nicht besonders ausgebildet, wohl deshalb, weil er bei uns gutmütigen Deutschen stets freundliche Aufnahme fand, während er bei den Russen selber durch seine Schrift „Väter und Söhne“ in Ungnade gefallen ist. Nichtsdestoweniger zeichnet er die Deutschen, wo er sie in seinen Erzählungen auftreten läßt, möglichst unvorteilhaft, entweder als eckig, unbeholfen und dumm, wie in den „Frühlingswogen,“ oder als gewaltthätig, gemein und niederträchtig, wie in „Eine Unglückliche.“

Uns ist es wichtiger, die Weltanschauung Turgenjeffs kennen zu lernen. Und hierfür mögen zwei Proben genügen.

Wir beginnen mit den „Frühlingswogen,“ einem Stück, in welchem Turgenjeff die ganze Kunst des Fesselns und eine glänzende Unterhaltungsgabe entfaltet, aber vielleicht auch am deutlichsten die Fehler seiner Anschauung zu Tage treten läßt. Der Gang der Geschichte ist kurz folgender. Ein junger Russe mit Namen Sanin lernt ganz zufällig in Frankfurt eine junge Italienerin Gemma Roselli kennen, die einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn macht. Gemma ist aber die Braut eines anderen, des unausstehlichen Handelsdieners Herrn Klüber, eines Deutschen, der von Manieren äußerst gehobelt, von Charakter aber durchaus ungehobelt, eitel und stutzerhaft ist. Bei Gelegenheit eines Ausfluges, den das Brautpaar mit dem russischen Gaste unternimmt, wird Gemma von einem frechen Husarenoffizier tötlich beleidigt, von ihrem Bräutigam nicht unterstützt, von Sanin männlich verteidigt. Der letztere zieht sich durch sein Auftreten gegen den Offizier ein Pistolenduell an den Hals, das er mit großem Mut und echt russischer Kaltblütigkeit glücklich übersteht. Das Weitere giebt sich leicht. Die Verlobung mit Herrn Klüber löst sich auf; Gemma wird die kindlich-reine,

glückselige Braut Sanins. Man möchte nun am liebsten hören, daß Sanin und Gemma ein glückliches Paar geworden wären: das gäbe einen befriedigenden Abschluß. Allein die Geschichten Turgenjeffs schließen fast alle unbefriedigend; überall kommt der hinkende Bote hinten nach, zeigt sich der Riß im Resonanzboden. Sanin wird durch einen Zufall nach Wiesbaden geführt und trifft dort mit einer Landsmännin, Maria Nikolajewna, einer gefährlichen Schönheit, zusammen. Dieses Weib lebt nach dem echt französischen Sprichwort cela ne tire pas à conséquence, d. h. sie macht sich keine Skrupel über alle Folgen ihrer Thaten. Und Sanin ist schwach genug, sich fangen zu lassen: er wird zauberhaft (das Wort „Liebeszauber" ist ein Lieblingswort Turgenjeffs) ins Sündigen hineingezogen; er folgt dem verführerischen Weibe ohne eine Spur von Willen in seinem erstarrenden Herzen. Von einem inneren Kampf, einem Widerstreit des Gewissens kaum eine Spur. Sanins Liebe zu Gemma ist damit vernichtet. Er schreibt seiner einstigen Braut einen weinerlichen, verlogenen Brief und begleitet Maria Nikolajewna nach Paris, führt dort ein schimpfliches Sklavenleben, und „hat nicht einmal das Recht, eifersüchtig zu sein," bis er endlich weggeworfen wird wie ein abgenutztes Kleid.

Die Geschichte ist aber noch nicht zu Ende. Sanin kehrt nach Rußland zurück, hat dort mit kleinlichen, peinlichen Sorgen zu schaffen, bis seine Existenz gesichert, ja sogar ein großes Vermögen erworben ist. Er ist inzwischen dreißig Jahre älter geworden und zählt über fünfzig. Die Gesellschaft, das Leben ekelt ihn an; Selbstverachtung und Todesangst befällt ihn. Da erinnert ihn ein zufällig entdecktes Granatkreuz an Gemma. Er hält es in Rußland nimmer aus, er muß wieder nach Frankfurt und sehen, was aus ihr geworden ist. Sie ist nicht mehr zu finden, und erst nach langem Suchen erfährt er, daß sie als die Gattin eines rechtschaffenen Mannes nach Amerika ausgewandert ist. Dorthin schreibt er ihr ein Bekenntnis seiner Schuld und bittet sie, ihm zu sagen, wie es ihr gehe. Während er die Antwort erwartet, sitzt er ganz still in einem Frankfurter Gasthofe mit der Lektüre „ernster, meist historischer" Werke beschäftigt; das ist seine Buße. Die Antwort von Gemma bleibt nicht aus. Sie ist glücklich und schickt ihrem einstigen Bräutigam das Bild ihrer Tochter Marianne, die der Mutter auf ein Haar gleicht. Sanin aber verkauft seine Güter und schifft sich nach Amerika ein; wozu? erfährt man nicht. Will er Gemma noch einmal unglücklich machen oder ihre bereits verlobte Tochter heiraten?

Genug, das Stück ist zu Ende, und uns bleibt nur übrig, darüber nachzudenken, ob dieser Schluß den vorangegangenen Mißklang auflösen kann. Man wird dies kaum sagen können. Denn nur eine wirklich ernste christliche Buße könnte das verletzte sittliche Gefühl einigermaßen versöhnen. Als wahre Buße aber ist es nicht zu betrachten, wenn der Held des Stückes „ernste historische Werke" studirt; denn das ist keine Umkehr, keine Beugung unter das beleidigte Sittengesetz, das ist nicht der Weg, Vergebung zu erlangen. So bleibt, auch wenn wir der Kunst der Darstellung alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, doch ein unbefriedigtes Gefühl zurück, das nicht durch die Betrachtung aufgehoben wird, daß jenachdem im Leben wirklich „solche charakterlose Menschen vorkommen." Die Kunst wird sicher ihren Zweck dann nicht erfüllen, wenn sie sich um die Lösung der sittlichen Fragen, die das Leben aufwirft, nicht einmal bemüht. —

Bedeutender, ja das bedeutendste Werk Turgenjeffs ist unstreitig der Roman „Väter und Söhne." Denn hier wird uns nicht nur die erstaunliche Zerstörungsmacht des Nihilismus in ihren Anfängen und Grundzügen vor Augen geführt, sondern auch der Kampf zweier großer Weltanschauungen vergegenwärtigt. Das eigentlich Romanhafte und Erotische tritt gegenüber dem breiten Strome der prinzipiellen Auseinandersetzungen mehr als in andern Werken unseres Schriftstellers zurück. Trotzdem ist das Buch keineswegs in belehrendem Tone geschrieben, vielmehr werden wir mitten ins Leben hineingeführt und mit sehr lebensvollen Gestalten bekannt gemacht.

Der Hauptheld des Stückes ist der junge Kandidat der Medizin, Basaroff, ein selten begabter, wissenschaftlich durchgebildeter, aber durchaus kritisch gerichteter thatkräftiger Nihilist, der alle bestehenden sozialen Ordnungen, alle Autoritäten in Wissenschaft und Kunst, ja die letztere selbst, alles von den Vätern her Ererbte und für heilig Gehaltene mit schonungsloser, cynischer Offenheit bekämpft. Neben den finstern, abstoßenden Seiten seines Charakters sind aber doch so viele Lichtstreifen in denselben hineingewoben, daß er manches Gemüt für sich gewinnen und auch auf das weibliche Geschlecht Eindruck machen kann. Am hervorstechendsten ist seine geistige Ueberlegenheit gezeichnet, mit der er alles vor sich niederwirft und in die Enge treibt. Neben ihm steht als helles Lichtbild sein Freund Arkadi, eine empfängliche, kindlich offene freundliche Natur, gleichfalls ein junger Kandidat, der zwar zuerst von Basaroffs Ideen beherrscht wird und den überlegenen Freund fast abgöttisch verehrt, aber daneben doch die Liebe zur Poesie und zur Zivilisation nicht ganz verliert und endlich „gezähmt," d. h. durch die Liebe eines jungen Mädchens bekehrt wird. Zu Anfang der Erzählung treffen wir die beiden Nihilisten bei dem Vater Arkadis, Nikolaus Petrowitsch, der mit seinem Bruder Paul Petrowitsch auf einem heruntergekommenen Rittergute lebt. Die beiden alten Herren vertreten die alte, man kann wohl sagen absterbende Kulturperiode; sie suchen sich ja auf ihre Weise fortzubilden, finden sich aber von der neuen Zeit überholt, was ihnen von den beiden Studenten in höchst unzarter Weise mehr als einmal angedeutet wird. Doch ist ein bedeutender Unterschied zwischen beiden alten Herren wahrzunehmen. Nikolaus Petrowitsch ist allezeit auf dem Rückzuge begriffen, fühlt aufs lebhafteste seine Schwäche, sein Alter, und befindet sich in fortwährender Verlegenheit, die mit dem ihm von Basaroff nahegelegten Gefühl verbunden ist, daß er eigentlich in die Rumpelkammer gehöre. Seine Verlegenheit wird vermehrt durch das Verhältnis, das er als vierundvierzigjähriger Witwer zu der jungen reizenden Fenitschka, einer armen, von ihm angenommenen Waise, unterhält, die ihm ein Söhnchen, den kleinen Mitja, geboren hat, ohne daß er sie zur Ehe genommen hätte. Die jungen Herren sind zwar über das „Vorurteil" der Ehe erhaben, und namentlich Basaroff freut sich über den guten Geschmack des alten Knaben; Nikolaus Petrowitsch kann aber trotzdem ein Unbehagen, eine Art Schamgefühl, ein Stottern und Erröten, so oft die Sache berührt wird, nicht vermeiden. Paul Petrowitsch dagegen ist der vollendete, geschniegelte und gebügelte, gepuderte und parfümirte Weltmann, der nie, auch nicht in der größten Erregung, die Höflichkeit außer Acht läßt. Er war einst „der Löwe" der Provinz gewesen und hatte so und so vielen jungen Mädchen den Kopf verdreht, bis er endlich ein aufreibendes Liebesverhältnis mit der verheirateten Fürstin R. begann, einer rätselhaften Person mit bezaubernden Augen, die von einem Extrem zum andern schwankt, den Tag über sich der leichtsinnigsten Weltgesellschaft in die Arme wirft, des Nachts aber betet, seufzt und stöhnt, und endlich auch Paul Petrowitsch teils aus Ueberdruß, teils aus Frömmigkeit den Abschied giebt. Innerlich gebrochen, aber äußerlich immer noch der flotte Kavalier, lebt er bei seinem Bruder in stiller Zurückgezogenheit, übrigens mit ungebeugtem Selbstbewußtsein. Und er beginnt nun auch den Kampf mit den nihilistischen Gedanken Basaroffs, nötigt diesen, sich klar über seine Umsturzgedanken auszusprechen und seine Prinzipien aufzustellen. Basaroff kämpft mit beißender Ironie und läßt seinen Gegner auf alle Weise fühlen, wie lächerlich er sein Wesen finde. Keine Spur von Ehrfurcht vor dem Alter, vor der Familie, vor dem Staat zeigt sich bei diesen jungen Leuten. Bezeichnend ist der Satz Basaroffs: „Wir lassen uns von dem leiten, was wir als nützlich erkennen. Gegenwärtig scheint es uns nützlich zu verneinen, und wir verneinen. Zunächst muß reine Bahn gemacht werden." Von einem neuen Aufbau ist keine Rede.

Doch zu unsrer Geschichte! Einer Einladung zufolge reisen Basaroff und Arkadi in die Kreisstadt, um einem Onkel Arkadis, Mattheus Ilitsch, einem gewandten, schmiegsamen Hofmann, der im übrigen von den Geschäften nichts versteht, ihre Aufwartung zu machen. Dort lernen sie Frau Odinzoff kennen, eine schöne, kalte und sehr kluge junge Witwe von etwas zweifelhaftem Rufe. Sie begeistert beide junge Leute; selbst Basaroff wird in ihrer Nähe verwirrt. Das Bild der

Frau Odinzoff ist nicht ganz klar gezeichnet; einerseits ist sie eine sinnliche Natur, anderseits kühl bis ans Herz hinan; sie interessirt sich für Basaroff, und stößt ihn doch endlich, wie er ihr seine Liebe erklärt, zur größten Ueberraschung des Lesers erschrocken zurück. Basaroff reist mit seinem Freunde Arkadi ab, ist wütend über sich selber und haßt die ganze Welt, wird aber mit Hilfe seines energischen Charakters und seines ungewöhnlichen Selbstbewußtseins bald mit seiner Leidenschaft fertig.

Die Reise der beiden Freunde geht zu den Eltern Basaroffs. Auch hier derselbe Konflikt wie im Vaterhause Arkadis. Nur kommt er nicht so offen zum Ausbruch, weil der Vater Basaroffs seinen Sohn außerordentlich verehrt und sich auch seine verletzenden hochmütigen Antworten in aller Demut, wenn auch nicht ohne einen Anflug von Schmerz, gefallen läßt. Die Mutter Basaroffs liebt und fürchtet ihren Sohn unaussprechlich und wagt es kaum, ihn anzureden. Sie ist eine Frau von altem Schlag, außerordentlich gottesfürchtig, d. h. abergläubisch, „sie glaubt an das baldige Ende der Welt, glaubt, daß, wenn am Ostersonntag während der Mitternachtsmesse die Kerzen nicht verlöschen, der Buchweizen gut gedeihen werde, daß der Teufel sich mit Vorliebe an wasserreichen Orten aufhalte, und daß alle Juden auf der Brust einen Blutflecken hätten u. s. w. Man kann sich keinen größern Kontrast denken als den zwischen dem altrussischen Mütterlein und ihrem aufgeklärten Sohne, dem Herrn Nihilisten; dieser behauptet zwar, seine Eltern zu lieben, ärgert sich aber doch über alles, was sie reden und thun, und reist nach drei Tagen mit Arkadi schon wieder ab, worüber die Alten fast untröstlich sind, — zurück zu Nikolaus Petrowitsch. Arkadi hält es indessen seinerseits in seinem Elternhause nicht lange aus und begiebt sich, von unwiderstehlicher Sehnsucht gezogen, wieder zu Frau Odinzoff, nicht, weil ihn diese selbst noch interessirt hätte, sondern um ihrer liebenswürdigen Schwester Katia willen. Basaroff sezirt Frösche, studirt aufs eifrigste und fühlt sich daneben zu Fenitschka, dem Schützlinge des Nikolaus Petrowitsch, hingezogen. Nach kurzer Zeit wird er von Paul Petrowitsch, der gleichfalls eine tiefe Neigung zu dem jungen Mädchen im Herzen trägt, zum Duell gefordert; er trifft seinen Gegner ins Bein, während er selbst unverletzt aus der Affäre hervorgeht, und reist endlich, kaltblütig lächelnd und auf die „verfluchten Krautjunker" schimpfend, ab, zunächst wieder zu Frau Odinzoff. Ihr erklärt er in aller Freundschaft, daß er „schon längst wieder zur Vernunft gekommen" sei, und ist mit ihr darüber einig, daß die Liebe „nur ein künstliches Gefühl" sei. Seinem jungen Freunde Arkadi, der sich indessen mit Katia verlobt hat, bemerkt er, daß die Helden der Zukunft etwas ganz andres zu thun haben, als einander zu bewundern oder zu tadeln, und daß sie Männer haben müssen, die d r e i n s c h l a g e n können. Mit Gewalt wird ein Bruch der Freundschaft herbeigeführt und Basaroff reißt sich auf immer von seinem jungen Freunde los. Dann kehrt er zu seinen Eltern zurück und bittet seinen Vater gleich zu Anfang, er solle ihn in Ruhe lassen, weil er arbeiten wolle. Um im übrigen einer Art Trübsinn zu entgehen, beginnt er, seinem „Alten" in dessen ärztlichem Berufe beizustehen, verletzt sich aber beim Seziren einer Leiche und stirbt infolge der Blutvergiftung. Bis zum Ende bewahrt er seinen Cynismus, seine Ironie, redet seinen Eltern halb spöttisch, halb mitleidig zu, sie sollen ihre Zuflucht zu ihrem Glauben nehmen, es sei eine schöne Gelegenheit, ihn auf die Probe zu stellen; er will ferner nichts gegen religiöse Zeremonien einwenden, wenn es seinen Eltern „Vergnügen mache," und nimmt endlich noch — ich möchte sagen: in heroischer, aber keineswegs versöhnter Stimmung — Abschied von Frau Odinzoff, die er doch vor seinem Tode noch einmal sehen wollte: dann schlummert er hinüber in das andre Leben.

Die Geschichte endigt im Hause des Nikolaus Petrowitsch. Paul erfährt aus Fenitschkas eigenem Munde, daß sie ihren Wohlthäter unaussprechlich liebe und keinem andern zuliebe von ihm lassen würde; hierauf entschließt er sich zur völligen Entsagung, dringt aber mit edler Energie in seinen Bruder, Fenitschka zu ehelichen, und da Arkadi auch mit seiner Braut nach Hause zurückkehrt, so wird dort eine Doppelhochzeit gehalten, die das Ganze zu einem relativ befriedigenden Abschluß bringt.

Das eigentlich Wertvolle in dem Roman „Väter und Söhne" dürfte die durchgehende Kritik der gegenwärtigen (russischen) Gesellschaft sein. Denn eine Heilung kann gewiß erst dann versucht werden, wenn zuvor die Schäden rücksichtslos aufgedeckt sind.

Bis in die Familie hinein erstreckt sich die weitgehendste Verderbnis. Und so gestaltet sich denn die Zeichnung des im Hause des Nikolaus Petrowitsch sich abspielenden Familienlebens zu einer mehr oder minder bewußten Verurteilung. Ein Vater, der sich vor seinem Sohne um eines unerlaubten Verhältnisses willen schämen muß; ein Sohn, der den Vater herablassend darüber beruhigt als über etwas Selbstverständliches; ein Mädchen, die zugleich Frau und Mutter ist, der die Würde der Gattin fehlt und die nicht recht weiß, ob sie ihren „Zugethanen" als Mann oder als Wohlthäter betrachten soll; ein weltmännisch gebildeter Oheim, der ohne Gewissensskrupel die Ehe des Fürsten R. ruiniren half und nun den Unglücklichen spielt, weil er das zarte Verhältnis nicht weiter fortsetzen kann; die Herren Söhne endlich, welche dem Alter mit Spott und Verachtung, ohne Vertrauen und ohne eine Spur von Ehrfurcht gegenübertreten — das alles zusammen giebt das Bild eines traurig heruntergekommenen Familienlebens, das in der Beschreibung selber, auch ohne daß viel geurteilt wird, seine Verurteilung erhält. Hier ist wirklich die Geschichte selber das Gericht.

In ein ebenso ungünstiges Licht tritt die Gemeinde in unserm Roman: seitdem die Leibeigenschaft aufgehoben ist, seitdem sich der Gutsbesitzer mit seinen Bauern arrangirt und gegen die monatlich zu entrichtende Steuer die Hälfte seiner Güter ihnen abgetreten hat, entfaltet der Bauer in der Freiheit keineswegs liebenswürdige Eigenschaften, er ist vielmehr faul, habgierig, widerspenstig und enorm abergläubisch (so glaubt der russische Bauer z. B. noch, daß das Weltall oder „der Mir" auf drei Fischen ruhe), hat keinen Begriff von Pflichten der Gemeinschaft gegenüber und kann fast nur mit Gewalt zu einer gemeinsamen Aktion getrieben werden. Wie soll unter diesem Volk eine Gemeinde entstehen, deren Glieder sämtlich von regem Interesse fürs Allgemeine erfüllt sind?

Aber ist nicht die Staatsordnung um so nötiger, wenn diese Menschen noch so unmündig sind? Wohl; sie müßte nur darnach sein. Aber gerade die russische Büreaukratie verdient das schärfste Gericht. Die Beamten sind bei allem geheuchelten Liberalismus zum größten Teil Tyrannen gegen ihre Untergebenen, servil gegen oben, bestechlich gegen unten, teils in den Geschäften gar nicht bewandert, teils peinlich genau bis zur Unerträglichkeit. Das Volk wird ausgesogen, aber nicht erzogen. Der russische Bauer ist von der Leibeigenschaft befreit, aber dafür mit unerträglichen Lasten überhäuft. Was kann von einem solchen Staate Gutes kommen?

Die Geistlichkeit sollte helfen! Allein wenn irgendwo, so steht in Rußland die Kirche dem Volksleben viel zu fern. Im Elternhause Basaroffs tritt ein Pope auf, hält einen Dankgottesdienst für die glückliche Ankunft des Herrn Sohnes — halb im geheimen, denn Basaroff hält solches alles für Alfanzereien —; dann spielt er Karten mit dem jungen Herrn und weiß sich hierbei ziemlich gewandt zu benehmen, ohne „seinem Stand etwas zu vergeben." Wie es mit Basaroff zu Ende geht, vollzieht er an dem unbewußt Daliegenden die Sterbesakramente; von einer geistigen Einwirkung des Geistlichen ist nirgends die Rede.

Was nun thun einer solchen verkommenen Gesellschaft gegenüber? Revolution, Verneinung, Zerstörung, Dreinschlagen! ist die Meinung der Nihilisten, auch die Basaroffs. Die junge Generation, wie sie Turgenjeff schildert, empfindet es als befreiende That, wenn einer wie Basaroff erklärt, man brauche keine Autoritäten mehr anzuerkennen, vor nichts Bestehendem sich zu beugen. Dies bezieht sich nicht bloß auf den Staat, sondern auf alle Lebensgebiete. „Gott" ist ein Wort, das im Wörterbuch der Nihilisten nicht vorkommt; die „Natur" ist nichts Verehrungswürdiges, kein Tempel, sondern eine Werkstatt; die Kunst ist unnötige Zeitverschwendung ohne jeden praktischen Nutzen, also verwerflich. Die Familie, die Ehe hat nichts Ehrfurchtgebietendes. —

Ob Turgenjeff die revolutionären Bestrebungen Basaroffs billigt? Das Verneinen des gegenwärtigen Zustandes wohl, das Dreinschlagen vielleicht nicht: er ahnt das Entsetzen, welches im Gefolge der Revolution sein Haupt erheben wird; er ahnt, wie leicht die Empörung in Despotismus umschlägt und wie nahe verwandt Revolution dem Terrorismus ist. Allein er kommt von der Bahn des Verneinens nicht mehr zurück; er wird die Geister, welche er heraufbeschwor, nicht mehr los. Im höchsten Grade überraschend wirkt es zunächst, wenn Turgenjeff im Nachwort zu seinem Roman erklärt, er teile mit Ausnahme von Basaroffs Anschauungen über Kunst fast alle seine Ueberzeugungen. Aber genau besehen kann man von einem Schriftsteller, der nun einmal auf die abschüssige Ebene des Verneinens geraten ist, nichts anderes erwarten, als daß er zum Anarchismus und Nihilismus fortgerissen wird.

„Väter und Söhne“ sind im Jahre 1861 geschrieben worden, als nur erst die Grundsätze des Nihilismus auf die Bildfläche getreten waren. Indessen hat er sich als anarchistische Zerstörungspartei ausgewirkt; die Thaten, die er versprach, sind geschehen; das „Dreinschlagen,“ mit dem er drohte, hat stattgefunden. Turgenjeff hätte seine Nihilisten vielleicht schwärzer gemalt, wenn er das Entsetzen, das diese Richtung um sich verbreiten würde, zum voraus geahnt hätte. In Rußland hat er mit seiner Dichtung nach beiden Seiten hin Anstoß erregt. Besonders hat er durch seine Schrift die Neigung der russischen Jugend verscherzt. Dieselbe hat offenbar in Basaroff ihr eigen Bild wiedergefunden und dem Photographen übelgenommen, daß das Bild nicht vorteilhafter ausgefallen ist. Es half ihm nichts zu versichern, daß er die meisten Ideen Basaroffs teile: er war und blieb im Bann; das Selbstgefühl der jungen Slawen war zu tief gekränkt; sie wollten offenbar Basaroffs Gedanken vertreten, aber als liebenswürdigere Leute anerkannt sein. Jedoch auch mit der alten Generation hat es Turgenjeff verdorben. Denn als er nach dem Brande des Apraxin-Dwors, der von Nihilisten hervorgerufen worden war, wieder nach Moskau kam, sagte ihm der erste Bekannte, der ihm begegnete: „Sehen Sie, das sind Ihre Nihilisten!“ Er hat gewiß die Zerstörungspartei nicht zu Mord und Brand aufgerufen; er hat ja nur ihre Bestrebungen dargestellt, sie möglichst getreu nach dem Leben geschildert und nur den Namen „Nihilisten“ gebildet. Allein manche Partei wartet vielleicht nur darauf, bis sie mit dem rechten Namen genannt wird, um gerade dann mit offenem Visir hervorzutreten und die Brandfackel in Städte und Dörfer zu werfen. Gleichviel; jedenfalls sind wir Turgenjeff dafür Dank schuldig, daß er uns die Völkergeißel des Nihilismus in ihrem Entstehen und inneren Wesen vor Augen geführt hat. Wir stehen nun nicht mehr einem unbekannten, unbegreiflichen Schrecken gegenüber, sondern dürfen an seine Ueberwindung glauben. U

Die Militärfreiheit der Theologen

Der leidenschaftliche Kampf um die ganze Militärvorlage drängt für die Masse der Zeitungsleser eine Frage in den Hintergrund, welche gleichwohl zum mindesten in kirchlich interessirten Kreisen ernste Aufmerksamkeit verdient: die Befreiung der Theologen von der allgemeinen Dienstpflicht. Nachdem der Antrag Huene (vgl. Nr. 2, S. 26) bei der zweiten Lesung in der Kommission gefallen, hatten im Plenum die Herren Reichensperger und Heereman ihn wieder eingebracht. Gewiß wird nach den Wahlen über kurz oder lang Regierung und Reichstag dazu Stellung nehmen müssen.

Die Entscheidung mag ausfallen, wie sie will, so ist eins bereits entschieden: die evangelischen Theologen wollen von diesem Ausnahmegesetz nichts wissen. Selten ist eine Angelegenheit von den Theologen aller Richtungen und Parteien so einmütig behandelt worden, zumal innerhalb der jüngeren Generation. Was die Gothaer Stadtgeistlichkeit aufgesetzt hatte, das ist von den Geistlichen in Nürnberg, Lübeck, Braunschweig, Erfurt, Chemnitz, Stettin, Wittenberg und sonst vollzählig unterschrieben worden. Vollzählig trat Geistlichkeit und Universität in Tübingen bei, fast vollzählig Geistlichkeit und Fakultät in Leipzig. Bis zum 10. d. waren in Gotha 554 Unterschriften eingegangen. Noch lebhafter waren die Studenten. In Berlin, Kiel, Jena und sonst protestirten die Theologen einstimmig gegen die plötzlich winkende Wohlthat. Im ganzen sind 87 Petitionen mit 739 Unterschriften und 1167 Unterschriften durch Telegramme beim Reichstage eingegangen. Was will es dagegen sagen, wenn ein Artikel der A. E.-L. Kz. und etliche „Eingesandt“ in der Kreuzz. wider den Strom zu schwimmen versuchten? Petitionen haben die Freunde der Militärfreiheit unter den evangelischen Theologen, soviel uns bekannt ist, nicht zu stande gebracht. Auch ein letztes Eingesandt der Kreuzzeitung und der Reichsbote vertraten völlig die protestantische Auffassung.

Die Frage ist nicht bloß für Theologen von Interesse. Offenbar hat der Widerstand, welche das Privileg bei den zu Beglückenden findet, viele Laien, selbst viele Abgeordnete, überrascht. Und das ist die beste Wirkung, welche der Antrag des Zentrums haben konnte: der Unterschied zwischen dem Theologenstande innerhalb der evangelischen Gemeinde und dem römischen Priesterstande ist vor Regierung, Reichstag und Volk bei dieser Gelegenheit mit unmißverständlicher Schärfe öffentlich zum Ausdruck gebracht worden.

Unter diesem Gesichtspunkte würden wir es sogar mit Beifall begrüßen, wenn den römischen Theologen das Verlangen ihres Herzens befriedigt würde, die evangelischen aber das Recht und die Pflicht, des Kaisers Rock zu tragen, behielten. Das wäre eine Anerkennung des Patriotismus unserer Kirche und der Zusammengehörigkeit unsers „geistlichen“ Standes mit dem Volke, wie wir sie von dem im Paritätswahn befangenen Staate kaum erhoffen dürfen. Aber aufdrängen werden sie uns doch nicht ein Privilegium, das wir verabscheuen? Wie die Sache grundsätzlich liegt, sagen wir am besten mit den Worten der Petition, welche die evangelischen Dozenten Gießens dem Reichstage überreicht haben:

„Mag die katholische Anschauung die Erfüllung der Pflicht der Verteidigung des Vaterlandes für etwas mit dem Beruf eines Dieners der Kirche Unverträgliches ansehen, und mag es nach Lage der Dinge für die Regierung wünschenswert erscheinen, der Forderung, daß die katholischen Theologen vom Militärdienst befreit werden, nachzugeben, so folgt daraus nicht im mindesten, daß auch den evangelischen Theologen diese zweifelhafte Wohlthat aufgedrängt werden müßte. Nach der evangelischen Anschauung ist Volk oder Vaterland oder Staat eine der wesentlichsten Sphären für die Bethätigung der christlichen Sittlichkeit. Nach der evangelischen Anschauung hat der sogenannte Geistliche oder Diener der Kirche keine besondere, aus seinem Beruf ihm zuwachsende Heiligkeit zu bewahren, die ihn daran hindern könnte, die allgemeinen Pflichten gegen Volk und Vaterland zu erfüllen. Wenn er, nachdem er in ein kirchliches Amt getreten, wegen Unabkömmlichkeit von der weiteren Erfüllung seiner Militärpflicht dispensirt wird, so ist das kein Grund, ihn vorher durch Gleichstellung mit den katholischen Theologen der Liebe zu den nationalen Gütern zu entfremden, die durch die Militärpflicht in hervorragender Weise gekräftigt wird. Eine solche Gleichstellung würde kein Akt der Gerechtigkeit, sondern der Ungerechtigkeit sein und den Stand der evangelischen Theologen mit einem Makel behaften, den er nicht verdient.

In Erwägung dieser Gründe richten die Unterzeichneten das Gesuch an den hohen Reichstag, derselbe wolle durch Ablehnung des Antrags Reichensperger, soweit derselbe auch die evangelischen Theologen einschließt, die letzteren vor einer ungerechtfertigten und unverdienten Anwendung des Grundsatzes der Parität bewahren.“

Dies die prinzipielle Seite der Frage. Man hat daneben auf den mannichfachen Nutzen für Körper und Geist hingewiesen, welcher gerade den Studirten auch der theologischen Fakultät aus der militärischen Ausbildung erwächst. Doch dies ist das Wenigste; er trägt geradezu Gewinn für sein Amt davon. Er muß dieselbe Schule durchmachen wie Tausende aus dem Volke: das giebt Erfahrung, und die kann nicht schaden. Man steckt als Soldat unter der Menge drunter und wird nicht nach seinem character indelebilis, seiner sonst so unauslöschlichen Theologenwürde behandelt. Diese Berührung mit dem Volke ist oft rauh, aber sie ist heilsam. Und es ist schön, wenn man dem Rekruten seiner Gemeinde sagen kann: „Ich kenne das, hab's auch durchmachen müssen,“ wenn man seine Eltern aus Erfahrung darüber trösten kann, daß ihm der Kopf nicht abgerissen wird, wenn man den Ausgedienten als Kameraden begrüßen kann.*)

*) Von Gewicht ist das Gutachten eines „alten evangelischen Pfarrers“, der im Schwäb. Merk. zur Sache das Wort nimmt. Derselbe hat eine ausgedehnte Pfarrei mit vielen Filialen und ist daher

Für unser Heer ist diese Stellungnahme der evangelischen Theologen überaus ehrend. Ein „Eingesandt“ der Kreuzztg. weist auf die Zeit von 1855 bis 1875 hin, während welcher die Militärfreiheit der Theologen zu Recht bestand, und auf die Thatsache, daß die damit beglückte Generation keinen Schaden davongetragen habe. Gott seit Dank, der deutsche Patriotismus ist seitdem gewachsen, und der Dienst im Heere hat einen andern Wert gewonnen. Zumal angesichts der ernsten Lage in diesem Jahre kann nur Feigheit und Vaterlandslosigkeit Befreiung vom Waffendienste begehren.

Entbehren kann das Vaterland den jungen Theologen so wenig wie jeden andern kriegstüchtigen Mann. Da die meisten nach Vollendung ihrer Schulzeit eintreten, stehen sie in der Regel ihre fünf bis sechs Jahre für den Dienst mit der Waffe zur Verfügung. Dieser Zeitraum wird sich noch verlängern, wenn die Zahl der Theologen weiterhin zunimmt und der Eintritt ins Amt sich also immer mehr verzögert. Die Frage, ob Theologen Reserveoffiziere werden, ist nicht die entscheidende. Thatsächlich sind sie es oft genug geworden; die Herren Kompagnie-, Bataillons- und Regimentschefs üben da sehr verschiedene Praxis. Der Duellzwang hat bisher kein Hindernis gebildet; etwaige Konflikte in dieser Richtung würden vielleicht zur Beseitigung dieser gesetz- und sinnwidrigen Standeseigentümlichkeit Hilfe leisten. Hauptbindernis für das Aufrücken ist die Aussicht auf die künftige Unabkömmlichkeit. Möchte die Regierung für die patriotische Haltung der evangelischen Theologen, die sie jetzt bewiesen haben, sich dadurch erkenntlich beweisen, daß sie den Antrag, sie für den Sanitätsdienst auszubilden, endlich einer ernstlichen Erwägung unterzieht. Ist dafür die Menge der eingezogenen Theologen zu groß, so wähle man dafür diejenigen aus, welche in späteren Lebensjahren und in größerer Nähe des Amtes ihrer Dienstpflicht genügen, und lasse die jüngeren weiter dienen wie bisher. Jene bevorzugten aber würden sich im Kriegsfall gewiß als eine tüchtige Sanitätstruppe bewähren, wie sie andererseits für ihr Amt aus der Militärzeit einen Teil jener Ausbildung mitheimbrächten, welche von Bodelschwingh als wünschenswert für jeden Geistlichen hineingestellt hat.

R

Verschiedenes

(Kirchennot in Berlin) In der Gemeinde St. Johannes in Moabit wird seit dem fünfzigjährigen Jubeltage der Kirche (24. Juni 1885) der Bau einer zweiten Kirche oder aber wenigstens die Erweiterung der jetzigen auf das Dreifache der 500 Sitzplätze geplant. Letztere würde 200 000 Mark kosten. Eine Entscheidung ist noch nicht getroffen, ob das eine oder andere Projekt zur Ausführung kommt. Wegen Ankaufs eines Kirchbauplatzes steht man zwar in Unterhandlungen, doch soll derselbe 60 000 Mark kosten und ein endgiltiger Beschluß ist noch nicht gefaßt. Sowohl die königliche Patronatsbehörde, als auch die vereinigten Berliner Kreissynoden dürften bereit sein, für die eine oder andere Form einer Linderung des Notstandes ihren Beitrag zu liefern. Der Appell an die Opferwilligkeit der Gemeinde, in welcher seit anderthalb Jahren eine Sammlung zur Mitwirkung angeregt ist, hat aber bisher nur wenig Erfolg gehabt und, meist in kleinen Gaben von ärmeren Leuten, erst 1435 Mark ergeben. Es fehlen nun noch, wie Pfarrer Prochnow am Neujahrstage in der Predigt bemerkte, die Gaben der Reichen. Wie dringend der kirchliche Notstand ist, zeigt eine Gegenüberstellung der Bevölkerungsverhältnisse der Gegenwart in Moabit mit denen vor zwanzig Jahren. Damals hatte der Stadtteil 9000 Einwohner und zwei Schulen mit je 500 Kindern, ein Polizei- und ein Postbüreau. Heut ist Moabit in drei Polizeidistrikte geteilt; es hat 45 000 Einwohner und acht große Schulen mit 6000 Kindern, aber noch dieselbe Kirche mit ihren 500 Sitzplätzen, so daß von den beiden Geistlichen häufig noch in dem 300 Personen fassenden Konfirmandensaal ein Parallelgottesdienst gehalten wird. Bei der Langsamkeit, mit der in Berlin kirchliche Angelegenheiten überlegt, beraten und gefördert werden, und bei der Schnelligkeit des Wachstums der Einwohnerzahl Moabits, die sich alle zehn Jahre verdoppelt, dürfte dieselbe wohl auf 80 000 gestiegen sein, wenn es einmal zur Einweihung der zweiten Kirche kommt. — In der Zionskirche wurden am zweiten Weihnachtsfeiertage von einem Geistlichen 139 Kinder getauft. Das Berl. Tagebl. berichtet unter der Ueberschrift „Eine Massentaufe“ gar von 193 und weiß dabei über ein „heiteres Intermezzo“ zu witzeln, das indessen nur in der Phantasie des Reporters sich abgespielt hat. Die Zionsgemeinde zählt 90 000 Seelen. Und da finden Berliner Zeitungen noch den Mut, sich darüber zu belustigen!

(Ehescheidungsprozesse in Preußen) Aus der im Justizministerialblatt Jahrgang 1886 veröffentlichten Uebersicht der Geschäftsergebnisse der preußischen Landgerichte geht hervor, daß im Jahre 1885 4761 überjährige und 5300 neue, zusammen 10 121 Ehescheidungsprozesse anhängig gewesen sind. Davon wurden im Jahre 1885 beendet 5216, während 4905 unbeendet blieben; unter den ersteren befinden sich 4518 Prozesse, die durch rechtskräftig gewordene Urteile erledigt sind, von welchen 3902 auf Ehescheidung lauten.

(Neue Generalsuperintendenturen) Im preußischen Etat für 1887/88 ist bei den evangelischen Konsistorien der Provinzen Hannover, Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau ein Mehr von 12900 M. angesetzt. Es wird darin die Ernennung von drei Generalsuperintendenten bei dem Konsistorium zu Kassel vorgeschlagen mit je 6000 M.; einer der Generalsuperintendenten ist für die niederhessische, einer für die lutherische und einer für die unirte Kirchengemeinschaft bestimmt.

(Zuflucht für evangelische Kinder in Westpreußen) Besonders viele Kinder aus Mischehen sind neuerdings der evangelischen Kirche im sogenannten Marienburger Werder, Provinz Westpreußen, verloren gegangen. Der Pfarrer Henrici zu Schadwalde bei Marienburg in Westpreußen hat daher ein Haus gekauft, um evangelische Kinder, die Gefahr laufen römisch-katholisch zu werden, unterzubringen; das erste Mobiliar ist beschafft, und schon befinden sich drei Knaben darin, unter der Leitung eines im Dienste der äußeren Mission erprobten Hausvaters. Die Last der erforderlichen Geldmittel ruht bisher fast lediglich auf dem genannten Pfarrer und bittet dieser daher um Unterstützung.

(Ein Generalsuperintendent Stadtverordnetenvorsteher) In Detmold wählten die 24 Stadtverordneten, nachdem Landrichter Gevekot aus Gesundheitsrücksichten abgelehnt hatte, den Generalsuperintendenten a. D. Koppen zum Vorsitzenden, und dieser nahm auch die Wahl an. Gewiß ein seltenes Vorkommnis.

(Vom Friedenspapst) Ein kürzlich in der kleinen Stadt Città di Castello im Druck erschienenes Buch, „Das Konklave Leos XIII.“ betitelt, in welchem erzählt wird, wie die intransigenten Kardinäle seine Wahl zu hintertreiben versuchten und boshafte Verläumdungen über ihn verbreiteten, wie es aber den Bemühungen der ihm befreundeten Kardinäle Bartolini und Franchi, welche die Stimmen der Eminenzen für ihn sammelten, gelungen sei, schon beim dritten Skrutinium ihm zur Tiara zu verhelfen, soll dem Papste gar nicht übel gefallen haben, obwohl der Verfasser ein liberaler Zeitungsredakteur namens Raffaele de Cesaro ist. Die Unversöhnlichen sind in ihn gedrungen, das vermeintliche Libell auf den Index zu bringen, wozu indes kein Grund vorhanden ist, weil es nichts Feindseliges gegen das Oberhaupt der Kirche und deren Lehren enthält. Eine Kommission von Kardinälen ist beauftragt worden, ihr Gutachten über dasselbe abzugeben.

(Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission) Unter diesem Titel hat die ostafrikanische Missionsgesellschaft ihr erstes Missionsblatt herausgegeben. Redakteur ist Missionsinspektor C. G. Büttner, bisher Pfarrer in Wormditt, früher Missionar in Damaraland. (Monatlich eine Nummer, jährlich 1,50 M. Postzeitungskatalog Nr. 3797 b.)

(Evangelischer Bund) Der Aufruf des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen liegt unsrer heutigen Nummer bei. In Nr. 7 werden wir unsere Stellung zur Sache darlegen und begründen.

(Das Wohnen der Arbeiter auf dem Lande) Die Direktion einer größeren Fabrik in Ludwigsburg (Württemberg) hat an ihre Arbeiter einen Aufruf gerichtet, in welchem sie die Vorteile aufzählt, welche dem Arbeiter das Wohnen auf dem Lande gegenüber dem Aufenthalt in der Stadt bietet: 1. sei der solide Arbeiter im Dorfe ein geachtetes Gemeindemitglied; 2. stehe er sich auf dem Lande ökonomisch besser, weil Frau und Kinder durch Feld- und Gartenbau und Halten einer Kuh oder Ziege zum Unterhalt der Familie beitragen und dem Mann die Annehmlichkeiten eines eigenen und gut versehenen Herdes bieten können, während in der Stadt die ganze Existenz der Familie vom Verdienst des Mannes abhänge; 3. sei auf dem Lande weit billiger zu leben, der eheliche Friede gesichert und die Erziehung der Kinder erleichtert, schon weil im ganzen dort einfachere Sitten und mehr religiöser Sinn herrsche, als in städtischen Arbeiterquartieren. Die Direktion legt so hohen Wert darauf, daß ihre Arbeiter auf dem Lande wohnen, daß sie sogar deren Verbleiben in der Fabrik davon abhängig zu machen entschlossen ist und vorzieht, den Hinausgezogenen Entschädigungen für die Eisenbahnfahrt, für vermehrten Aufwand an Schuhwerk 2c. zu gewähren. (Volksw.)

verpflichtet, einen Vikar zu halten. Regelmäßig nimmt das Königliche Konsistorium nach Verlauf eines Jahres ihm den alten ab und schickt ihm einen neuen. Der eine ist Soldat gewesen, der andere nicht, und er hat somit schon mehrfach Gelegenheit gehabt, den Unterschied zwischen beiden Gattungen kennen zu lernen. Im allgemeinen giebt er den gewesenen Soldaten entschieden den Vorzug. Sie haben beim Militär einen weiteren Blick bekommen, bringen von da allerlei Kenntnisse und Erfahrungen mit in das Amtsleben herein, die sie ganz gut brauchen können, sind umsichtiger, besonnener und praktischer geworden, verwendbarer und bereitwilliger. Zudem haben sie mehr Subordination in sich, können weit eher etwas ertragen und sind auch mehr an Ordnung und äußern Anstand gewöhnt. Sie sind abgehärteter und unbekümmerter um Wind und Wetter. Er wünscht daher dringend, daß der Reichstag die Befreiung der Theologen verwerfe.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach (Sachsen)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig